

Die Frau in der Genossenschaft

Autor(en): **Spichtig, Liesel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **54 (1979)**

Heft 1

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-104836>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beamter bei der Post und später Staatsrat, und Charles Burcklin, der Präsident des Genfer Grossrates wurde und die Genfer Sozialisten im Ständerat vertrat. Zu diesen zwei gesellten sich Camille Martin, damals Kantonsbaumeister, und Charles Gautier, Partner der Bank Pictet & Co., einer der führenden Privatbanken von Genf. Dieses Gleichgewicht zwischen Männern von ganz verschiedenen sozialen Schichten ist bis zum heutigen Tag erhalten geblieben. Ich, als Liberaler, war Präsident und als Vizepräsidenten hatte ich Herrn Raymond Bertholet, einen sozialistischen Abgeordneten. Aber politische Fragen haben nie innerhalb des Verwaltungsrats eine Rolle gespielt. Im Vorstand war man immer auf der Suche nach den besten Lösungen im Interesse der Wohnungen oder der Genossenschaftler. Ich glaube, dass dies vielleicht die Erklärung dafür ist, dass diese Genossenschaft, welche ursprünglich 120 Einfamilienhäuser baute, jetzt 1127 Wohnungen zählt und immer weiterbaut. Meiner Meinung nach sollten die führenden Köpfe danach streben, aufgeschlossen zu sein und die Suche nach den besten Mitteln ständig fortzusetzen, damit die Genossenschaft einen gewissen Dynamismus erzielt, der sonst unmöglich wäre.

Aber wenn die Leitenden sich des Genossenschaftsgeistes bewusst sind und die Genossenschaft mit der notwendigen Kompetenz führen sollen, dann ist eine ständige Ausbildung der Genossenschaftler genau so notwendig, damit sich diese des gemeinsamen Interesses an der Genossenschaft bewusst sind.

In der Tat könnte der Inhaber einer Genossenschaftswohnung manchmal dazu neigen, sich als Besitzer im engsten Sinne des Wortes zu betrachten und sich

nur für die eigene Wohnung zu interessieren, ohne zu denken, dass er nur ein Teil einer weiteren Organisation ist und das Interesse der ganzen Genossenschaft in Betracht ziehen sollte. Die Genossenschaftsleitung und die Genossenschaftler stehen manchmal deswegen vor äusserst dramatischen Situationen.

Ich selber habe das mit der Leitung der Genfer Wohngenossenschaft erlebt. Im Höhepunkt der Wohnungsnot mussten wir 58 der 120 Einfamilienhäuser abreißen, um eine Gesamtüberbauung von 344 Wohnungen im Rahmen des kantonalen Wohnbauförderungsgesetzes zu erstellen, ferner zahlreiche Geschäfte und einen Supermarkt, der von Coop gemietet wurde. In dieser Zeit haben die Leitenden viel Geduld gebraucht und grosse Mühe gehabt, jenen, deren Häuser verschwinden sollten, zu erklären, dass sie ihr Haus im Interesse derer abtreten sollten, die dringend eine Wohnung suchten. Es benötigte zahlreiche Generalversammlungen, zahlreiche Diskussionsrunden und manchmal stürmische Sitzungen, um das Ziel zu erreichen. Aber schlussendlich haben wir es erreicht. Und in diesem Zusammenhang erinnere ich mich an einen der wunderbarsten Momente meines Amtes als Präsident einer Wohngenossenschaft: Zwischen 11 und 12 Uhr abends kehrte ich von einer ermüdenden Sitzung in Bern zurück und eilte durch die Gänge des Cornavin-Bahnhofs, um schnell nach Hause zu kommen. Im Bahnhof sah ich von weitem einen der Hauptgegner des Projekts am Chemin des Sports. Zu dieser Zeit war der Bau fast vollendet. Der Gegner kam auf mich zu, und einen Moment lang war ich ganz entmutigt. Ich sagte mir, dass ich gerade zu dieser Tageszeit nicht dazu aufgelegt war, eine

neue Diskussion anzufangen. Aber der andere kam lächelnd auf mich zu, gab mir die Hand und sagte: «Sehen Sie, jetzt, wo das Projekt fertig ist, stelle ich fest, dass Sie vollkommen Recht hatten. Und ich bin jetzt stolz darauf, dass ich dieser Genossenschaft angehöre.» Ich war sehr glücklich und merkte in dem Moment, dass die Diskussionen Früchte getragen hatten.

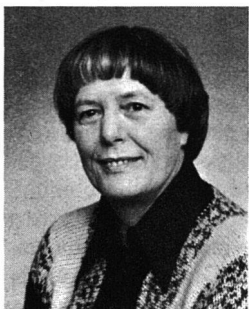
Aber all das kann nur erreicht werden, wenn man viel informiert, viel Geduld aufbringt und lange Diskussionen führt. Am Anfang dieses Vortrags habe ich angedeutet, dass ein Merkmal des Genossenschaftsrechts, das sich an moderne Überlegungen anknüpft, die Mitbestimmung ist. Derjenige, der sich an einer Genossenschaft beteiligt, nimmt auch am Leben seiner Wohnung teil.

Zum Schluss möchte ich sagen, dass diese Mitbestimmung nur dann möglich ist, wenn sowohl die Genossenschaftsleitung als auch die Genossenschaftsmitglieder, die die Häuser bewohnen, eine unentbehrliche Eigenschaft praktisch anwenden, nämlich die Fähigkeit, einen Dialog zu führen. Ihrerseits müssen die Leitenden einen Dialog führen, um die Genossenschaftler über die Probleme der Genossenschaft zu informieren. Aber auch seitens der Genossenschaftler braucht es eine aufgeschlossene Haltung, die versucht, den Egoismus zu überwinden und die Probleme der anderen zu begreifen.

Meiner Meinung nach kann die Wohngenossenschaftsbewegung nur dynamischer werden und sich in der Schweiz ausbreiten, wenn ein ständiger Dialog innerhalb der Genossenschaften zustande kommt -, ein Dialog, der versucht, die Grundsätze des Genossenschaftsrechts anzuwenden und zu erklären.

Liesel Spichtig
Familienheim-Genossenschaft Zürich

Die Frau in der Genossenschaft



Frau L. Spichtig

Im Gespräch mit meinen Nachbarinnen zeigt sich, dass die Ansichten über die Genossenschaftsidee ganz gegenteilig lauten können. Das Alter spielt eine Rolle, ob jung oder alt, ob Kinder oder keine, und wichtig bei der Stellungnahme ist die berufliche und soziale Stellung des Ehemannes.

Dank dem freitragenden Wohnungsbau wohnen in unserer Genossenschaft heute Familien, denen vor 50 oder 60

Jahren das Wort Genossenschaft noch ein «Greuel» gewesen wäre.

Normalerweise wohnen heute unsere älteren bis sehr betagten Genossenschaftlerinnen in komfortablen Alterswohnungen. Auch sie waren seinerzeit vom Kampfgeist ihrer Männer erfüllt. Sie mussten mitsparen helfen, damit das Geld für das Gemeinschaftswerk, die Baugenossenschaft, zusammengebracht werden konnte. Das Gespräch mit der

Nachbarin über den Gartenzaun hatte ihren moralischen Mut oft gestärkt, um in der damaligen schwierigen Zeit durchzuhalten. Jetzt wissen sie dafür die zentrale Heizung und die Warmwasserversorgung zu schätzen.

Gleichzeitig hat sich eine neue Kategorie von Mietern entwickelt. Dank ihrer Stellung als Söhne oder Töchter von Genossenschaffern hatten sie das Vorrecht, bald nach ihrer Heirat eine Wohnung oder ein Häuschen «ihrer» Baugenossenschaft beziehen zu dürfen. Das «Erbe ihrer Vorgänger», das heisst die preisgünstige Wohnung fiel ihnen ohne Anstrengung in den Schoss. Der minime Komfort wird in Kauf genommen, wichtig ist, dass sich dank dem kleinen Mietzins etwas ersparen lässt, sei es für eine Ferienwohnung oder sogar später für ein Eigenheim. Diese Überlegung machen sich oft auch Zugezogene, denen der Begriff Genossenschaft fremd ist.

Und der Genossenschaftsgedanke? Erstaunlicherweise konnte er sich halten. Denn die jungen Frauen spürten bald, dass es mit Auto, Fernseher und Stereoanlage allein nicht getan ist. Abendlanges Vor-dem-Fernsehapparat-Sitzen und sonntagelanges Autofahren befriedigen auf die Länge weder die Mütter noch ihre temperamentvollen Kinder. Der Mensch verlangt nach Gemeinschaft, besonders Kinder haben sie nötig. Der Kontakt zwischen den jungen Familien wird wieder gesucht, und damit lebhafter.

Was können wir Frauen nun tun? Warten, bis der Solidaritätsgedanke bei allen Leuten eingedrungen ist? Missionieren liegt uns in der heutigen realistischen Zeit nicht. Aber mit dem guten Beispiel und der Tat können wir zeigen, dass wir nicht nur eine zusammengewürfelte Gesellschaft von Mietern sind, sondern dass das Leben in der Baugenossenschaft mehr bietet. Wir «wohnen» nicht nur, sondern wir fühlen uns zu Hause.

Auch die Frau eines Gastarbeiters, die kaum unsere Sprache spricht und aus der Geborgenheit ihrer Sippschaft in den kalten Norden versetzt wurde, soll ein neues Heimatgefühl erhalten. Dies heisst nun nicht, dass wir uns nur noch in fremden Stuben aufhalten und uns in die persönlichsten Angelegenheiten unserer Nachbarn einmischen sollen.

Nein, Distanz muss gehalten und vor allem Toleranz geübt werden. Warum ärgern wir uns über die fremdländischen Düfte aus der Küche der Gastarbeiterfamilie, die das ganze Treppenhaus durchdringen? Fragen wir die Frau doch nach ihrem Rezept! Oder die ewiglaufende Sprechplatte des jüngsten Nachbarn stört uns bei einer stillen Arbeit. Das Kind könnte uns sein Lieblingsmärchen einmal erzählen und schon erinnern wir uns an unsere eigene Märchenzeit und sind milder gestimmt.

Ein unerwarteter freundlicher Gruss, eine erhaltene oder selbstgetane Handreichung erhellen unser Hausfrauendasein. Aus solch kleinen Dingen besteht unser Glück. Das «Warten auf das grosse Glück» haben wir in realistischer Weise überwunden.

Es gibt viele Möglichkeiten, wie wir unsere Toleranz unter Beweis stellen können, im Zusammenhang mit Jugendlichen, alten Griesgramen, Hunden und Katzen.

Der Vorstand oder die Verwaltung einer Baugenossenschaft können einiges dazu beitragen, um das Besondere dieser Mitgliedschaft hervorzuheben. In unserer Genossenschaft helfen uns dabei die Freizeiteinrichtungen der Gemeindestubekommission. Wir haben eine vielbenützte Webstube, ein Fotolabor, eine Schreinerwerkstatt, den Bocciaklub, den Genossenschaftschor, das Hausfraueturnen und führen daneben Kurse aller handwerklichen Sparten für Kinder und Erwachsene durch. Viele freiwillige Helfer und Helferinnen sorgen dafür, dass diese Betätigungen zustande kommen. Gross ist unsere Genugtuung jeweils, wenn auch jene Genossenschaffer da und dort mitmachen, die sonst für ihr Schneckenhausdasein bekannt sind.

Die meisten dieser Einrichtungen haben sich seit mehr als 25 Jahren bewährt. Je nach Modetrend, ist der Erfolg unserer Veranstaltungen grösser oder kleiner. Nichtmehrgefragtes wird fallengelassen und neue Vorschläge werden durchgeführt. So löste ein Spezialitäten-Kochkurs im letzten Winter grosse Begeisterung aus. Gegenwärtig lassen wir Genossenschaffer, in loser Folge, über ihre Berufe erzählen. Sei es der Lokomotivführer, der Gartenarchitekt oder der Leiter der Amtsvormundschaft, sie alle finden ihre interessierten Zuhörer. Besonders attraktiv war der Atelierbesuch bei einem Kunstmaler, denn wer weiss schon Bescheid bei der Wahl von Leinwand, den Farben und deren Mischungen? Unser Wunsch, den Kontakt unter den Genossenschaffern zu fördern, wird auf diese Weise erfüllt.

Wie das Leben in einer Baugenossenschaft auf eine Familie einwirkt, ist am Beispiel unserer eigenen erkenntlich. Mein Vater zog damals berufshalber mit seiner jungen Frau vom Land in die Stadt. Meine Mutter fühlte sich in den vielen Häusern und Strassen nicht wohl und war überglücklich, als die Familie mit den vier Kindern bald ein Genossenschaftshäuschen beziehen durfte. Da konnte sie sich zu Hause fühlen, und das Leben im Quartier erinnerte sie an die frühere Dorfgemeinschaft.

Und wir Kinder? Freier und ungebundener hätten wir nicht leben können. Der Wald, das Tobel und der Bach neben der Siedlung waren für uns das Paradies.

Die Feste am Internationalen Genos-

senschaftstag, der Räbenliechtliumzug und die Samichlausfeiern waren Höhepunkte im Jahresablauf von uns Kindern.

Die Gemeindestubekommission veranstaltet die gleichen Feste auch für die heutige Generation von Genossenschaftskindern. Zudem fahren wir mit den kleinsten Schulkindern jeden Herbst mit der Bahn auf den Uetliberg. Auf dem Rückweg entfachen wir ein Feuer und braten die mitgenommenen Würste. Die Mütter haben inzwischen den kinderlosen Nachmittag angenehm verbracht und nehmen am Abend ihre müden Kinder gerne in Empfang. Genau wie wir heute, so werden diese Knirpse in weiteren 40 bis 50 Jahren, gerne an das gemeinsam Erlebte zurückdenken.

Kinderhüten ist ebenfalls ein Teil nachbarlicher Selbsthilfe in vielen Genossenschaftssiedlungen. Ich kenne Mütter, die während Jahren jede Woche ihre Kleinkinder gegenseitig betreuen. Dies gibt den jungen Frauen für einen halben Tag das Gefühl von Freiheit, Zeit zu haben für einen Stadtbummel oder um zu Hause eine Arbeit in Ruhe verrichten zu können. Oft werden diese freien Stunden für die Weiterbildung genutzt oder für den Besuch von kulturellen Anlässen.

Ein weiteres Gebiet für uns Frauen ist die Altenbetreuung. In vielen Baugenossenschaften entstehen je länger je mehr eigene Alterssiedlungen. Wir alle wissen zur Genüge, wie ungenügend ein Wohnungswechsel vorgenommen wird, nachdem ein Häuschen während Jahrzehnten das Zuhause war. Im «Stöckli» kommen sich die alten Genossenschaffer oft unnützlich und abgeschoben vor. Unaufgefordert und ohne grosse Organisation übernehmen oft jüngere Frauen die Betreuung der Alleinstehenden.

Ist die Siedlung grösser, wird oft eine Frau berufsmässig eingesetzt. Nebst der üblichen Betreuung waltet sie auch als Vermittlerin zwischen Verwandten, Verwaltung und Hilfsorganisationen. Für ältere Leute, die sich kirchlichen oder sonstigen Altersinstitutionen nicht anschliessen wollen oder können, organisiert die Genossenschaft Ausflüge und Teenachmittage.

Viele der früher aktiven Genossenschaffer stellen mit Genugtuung fest, dass ihre damalige Arbeit von der jetzigen Generation anerkannt wird und die Genossenschaftsidee weiter getragen wird, wenn auch unter zeitlich bedingten anderen Umständen.

Unsere neuen Mieter, die Genossenschaffer geworden sind, werden erkennen, dass die Genossenschaftsidee gegenseitige Hilfe und Selbsthilfe beinhaltet und nichts ist naheliegender, als dass gerade wir Frauen in der Wohnbaugenossenschaft diesen Grundsätzen nachleben.